

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 48.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

In den Paar Tagen meines Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit Henrietten noch näher zu beobachten und kennen zu lernen. Auch jetzt noch, wo keine verliebte Blicke mehr ein etwa partiisch Urtheil zu fällen im Stande sind, muß ich sagen: Henriette war und blieb schätzenswerth. Sie gab mir Beweise ihres fortwährenden Zutrauens und Zärtlichkeit. Einst, als wir allein waren, wiederholte sie die an jenem Morgen ausgesprochenen Worte: „Freund möge uns diese Rückreise nicht gereuen. Durch Gewalt laß ich mich nicht zwingen; aber die Meinigen kennen mein Herz und dessen schwache Seite. — Wenn ich doch schon sechs Wochen von der Zeit glücklich im Rücken und überwunden hätte! Dann Freund wünscht ich Sie wieder bei mir zu sehen, und Ihnen an Statt dieses kleinen Andenkens, was Sie aus meiner Hand anzunehmen mir jetzt nicht abschlagen dürfen, — sie nahm bei diesen Worten eine schöne Tuchnadel von ihrer Brust und überreichte sie mir — ein wertheres Geschenk überreichen zu können.“

„Einen Ring! geliebte Henriette! einen Ring und mit ihm seine Bedeutung!“ bat ich, ihre Hand mit Wärme erfassend und sie an meine Lippen drückend.

„Ja lieber Freund — gern einen Ring so Gott will; aber erst nach sechs Wochen.“

„Warum nicht jetzt schon? geliebte Henriette,“ flehte ich, „warum soll ich mich nicht jetzt schon der Seeligkeit erfreuen und Ihres einzigen Besitzes, ohne dem mir das Leben Nichts mehr ist und nach dem daher meine ganze Seele ringt, versichert halten dürfen?“

„Wie schmerzt es mich geliebter Freund, Ihnen Ihre Bitte abschlagen zu müssen, aber ich kann nicht anders. Meine Gründe sollen für mich sprechen und mich bei Ihnen rechtfertigen. Ich vermag in diesem Augenblicke Ihnen nur Hoffnung auf meine Hand, aber keine feste Zusicherung derselben zu gewähren. Mein Herz, das — wie Ihnen das Ihrige richtig verrathen, —

für Sie schlägt, will und werde ich Ihnen treu bewahren, wie auch das Schicksal meines Lebens falle. Dieses Herz ist meinem alleinigen Willen untergeordnet, mithin kann ich für dasselbe bürgen, nicht aber leider so für meine Hand. Seitdem ich wieder durch meine Rückkehr mich meinen Angehörigen überantwortet, fürchte ich zu sehr, die unbedingte Freiheit über dieselbe verloren zu haben. Hätten Sie geliebter Freund, diese Hand in R. — wo ich allein stand, von mir gefordert, mit Freuden, der Himmel ist mein Zeuge! hätte ich sie Ihnen gereicht. Denn ein eigenes, nie gefanntes Etwas zog mich gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft unwiderstehlich zu Ihnen hin. Sie hatten meine Grundsätze erschüttert; die Prüfungszeit war Ihnen stillschweigend im Herzen erlassen; ich wäre Ihnen gefolgt, wohin Sie mich geleitet, und hätte den Dinkel allein zurückgesandt. Entfernt aus der Heimath und von den Meinigen, wäre mir ihr Urtheil über diesen meinen Schritt ganz gleichgültig gewesen. An Ihrer Seite hätte ich eine andere Heimath, in Ihren Verwandten Ersatz der meinigen gefunden. Jetzt aber wo ich meinen Verwandten zurückgegeben bin, ist es ganz anders. Ich habe sie durch meine Flucht gekränkt und muß nun alles vermeiden, was sie von Neuem verletzen könnte. Die Flucht wird man jetzt entschuldigen, weil sie mich von einer verhassten Verbindung rettete; würde man das aber auch geneigt seyn noch zu thun, wenn man im Entferntesten nur ahnen sollte, daß ich mich mit einem Manne verlobt hätte, dessen innern Werth ich, aber auch nur ich allein, Gelegenheit hatte zu erkennen, der dagegen bis auf diesen Dinkel und die Tante, den übrigen Familiengliedern ganz fremd ist?“

Ich fühlte die Tristigkeit des Einwurfs, obgleich er mich nicht eben angenehm berührte.

„Sie sind besonnener theu're Henriette,“ entgegnete ich, „als sonst wahre Liebe gemeiniglich zu seyn pflegt.“

„Mißdeuten und verkennen Sie mich nicht lieber R.,“ sagte Henriette; „zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit meines Herzens, noch an der Stärke seines Gefühls. Bedenken Sie aber nur, daß die Liebe diesem

Herzen nicht mehr fremd ist, und daß es bereits Kraft genug gezeigt hat, selbst diese zu bekämpfen, wenn es die Vernunft gebietet."

"Dann treibt es ein grausam Schmerzenspiel mit dem Meinen," sagte ich wehmüthig.

"Möge nie Ruhe mehr in dasselbe kommen, wenn es nicht aufrichtig meint. Ihres ist es und bleibt es, so lange es hier auf dieser Erde schlägt!"

"Henriette! geliebte Henriette!" rief ich beglückt aus, ihre Hand ergreifend, und mein trunkenes Auge auf das ihrige heftend. "Also ich darf doch sicher hoffen? darf nicht fürchten Sie wieder zu verlieren?"

"Hoffen Sie Freund und vertrauen Sie mir."

"Also nur Freund Henriette?" fragte ich bewegt.

Henriette schien zu kämpfen. "Mein K.! mein geliebter K.!" sprach sie mit Wärme, "ich beschwöre Sie um unseres Friedens wegen, sich mit der Würde eines geliebten theuren Freundes für jetzt noch zu genügen, und mich ruhig anzuhören. Meiner innigen Anhänglichkeit und Liebe können Sie versichert seyn; sie wird nicht rasten, bis sie sich am Ziele steht, und Ihnen auch noch mehr gewähren kann. Ich will Ihnen lieber K. meinen Plan eröffnen, auf den ich unser gegenseitiges Glück gebaut. Wenn ich mich nämlich mit allen meinen Verwandten vollkommen ausgesöhnt habe, werde ich keine Gelegenheit unbenuzt lassen, um von Ihnen zu reden und Ihren wohlwollenden uneigennütigen Beistand in einer so kritischen Lage wie ich und Carolina uns befanden, zu erzählen. Mein Oheim der uns wohl will, und auf den wir übrigens ganz rechnen können, wird nicht unterlassen die andern Familienglieder so lange mit Ihren Vorzügen zu unterhalten, bis der Wunsch in ihnen rege werden muß, Ihre nähere persönliche Bekanntschaft zu machen, und sich mit Ihnen näher zu befreunden. Dann erhalten Sie von mir oder dem guten Onkel die Einladung und zwar recht dringend, zu einem Besuch. Sie kommen mein geliebter K., empfangen den gewiß herzlichen Dank meiner Ihnen verpflichteten Verwandten, und mit diesem von mir — den Ring. Es wird und kann nicht fehlen, daß der günstige Eindruck, den Sie auf meinen Onkel und Tante bereits gemacht haben, sich auch auf meinen Vater und den andern Oltedern meiner Familie mittheilt, sobald diese Sie persönlich kennen lernen. — Wenn Sie nur acht Tage bei uns gewesen sind, dann werben Sie kühn bei meinem Vater um meine Hand. Es können unsrer Verbindung dann keine Hindernisse feindlich mehr so in den Weg treten, daß wir gemeinschaftlich durch so gewonnenen Anhang sie nicht mit leichter Mühe beseitigen sollten. — Würde dagegen aber unser Streben jetzt schon entdeckt, so könnte es uns nur zum Verderben gereichen. Wir würden uns Beide der gehässigsten Beurtheilung ausgesetzt sehen, und die künftigen Freunde würden sicher unsre bittersten Gegner werden. Vorwürfe und Verfolgung würden mein Loos seyn. Soll sich daher unser Glück fest begründen, so kann nur die bedächtigste Ueberlegung und Vorsicht uns Schritt vor Schritt zum ersehnten Ziele führen. Selbst mein Onkel, ob-

gleich er unsre gegenseitige Inclination entdeckt, und sie durchaus nicht zu mißbilligen scheint, darf dennoch unsre gegenseitige Erklärung nicht ahnen. Er muß nur glauben: daß Dankbarkeit und Freundschaft mich an Sie gefesselt habe. Und nun lieber Freund bitte ich Sie nochmals: vertrauen Sie mir."

"Ganz geliebte Henriette! Ganz," erwiderte ich hingebend, "bin ich doch von Ihrer Gegenliebe überzeugt. Wenngleich es für mein tobend ungestümes Herz eine schwere Aufgabe ist, der festen Zusage meines Glückes auf die lange Zeit von sechs Wochen entrückt zu seyn, dennoch will ich sie zu überwinden versuchen."

"Ungestümer Mensch," sagte jetzt lächelnd Henriette, "Ihre Künftige, sehe ich wohl, wird mit ihrem raschen Blute einst viel zu kämpfen haben." —

Die Tante trat ein und unterbrach dies Gespräch. Es war mir schwer eine ruhige Fassung wieder zu gewinnen. Ich war auf dem halben Wege zum Himmel, und schwebte jetzt gleichsam zwischen diesem und der Erde. Eine gewiß sehr peinliche Stellung für einen Verliebten. In meinem Innern kochte es daher gewaltig. Mit dieser unruhigen Stimmung harmonirte nicht die Ruhe des Hauses. Ich mußte meinen Gefühlen Luft machen, oder ich schwebte in Gefahr, dem aufgelegten Zwange zu unterliegen.

Hinaus wieder, in ein stürmisches Alleinleben jagte es mich, nach Gottes freier Natur war meine Sehnsucht. Was sollte ich denn auch länger hier noch machen? Meine furchtbar aufgeregte Leidenschaft durfte ich nicht einmal zur Schau stellen, um nicht eine klägliche Rolle in den Augen der Zuschauer zu spielen. Nur Henriette verstand mich; aber mit ihr allein zu seyn, ward mir nur selten das Glück zu Theil; daher beschloß ich sofort abzureisen und den verhängnißvollen langen sechs Wochen mein Geschick anheim zu stellen.

Mit Mühe ließ ich mich endlich bereden noch einen Tag im Hause zu verweilen. Henriette versprach mir im Laufe der sechs Wochen zu schreiben, und erlaubte mir ihr auch antworten zu dürfen. Die Briefe wurden übrigens an die Adresse des Oheims gerichtet. Als Andenken überließ ich Henrietten meine treue Diana, das liebste und wertbeste, was ich ihr im Augenblick zu bieten hatte. In der That eines der schönsten Thiere ihres Geschlechts, und von solchen vorzüglichen Eigenschaften, die nur der Jagdliebhaber an den Hühnerhunden so hochzuschätzen versteht. Ich fertigte mir noch eine Zeichnung von diesem treuen Thiere an, weil es auf einer Tasse paradiren sollte, und zwar in jener Reifescene, in der es mit eine bedeutende Rolle spielte; im Augenblicke nämlich als es die verlorne Kalosche apportirte, und dafür von Henriette geliebkost wurde. — Um etwas doch von den lieblichen Zügen Henriettens zu besitzen, die mich in der sechswochentlichen Verbannung von ihr einigermaßen trösten sollten, nahm ich einen Schattenriß von ihr auf.

Mit gepreßtem schweren Herzen schritt ich zum Abschied. Henriette, der ich die Hand küssen wollte,

konnte sich jetzt nicht mäßigen. In Gegenwart ihres Oheims und der Tante umschlang sie mich mit ihren Armen; ihren schönen Augen entquollen Thränen, mit denen sich auch die meinigen vermischten. „O daß ich Sie jetzt schon von mir lassen muß,“ sagte sie mit Behemth und Zärtlichkeit; „um Ihr Andenken brauch ich nicht zu bitten, mein Herz sagt mir, Sie werden mich nicht vergessen; nur um das Wiederkommen wenn wir Sie einladen. Denken Sie daran, daß dankbare Herzen Ihnen entgegen schlagen, und von ihrem Wiederkommen mein Glück und meine Ruhe abhängt!“ Damit drückte sie mich noch einmal an ihr hochklopfendes Herz; unsere Lippen begegneten sich. Schnell wand sich dann Henriette von mir wieder los und verschwand.

Mit Rührung und Herzlichkeit nahmen auch Tante und Oheim von mir den Abschied. Auch ihnen mußte ich das Wiederkommen zusichern, es mögte unter Verhältnissen seyn, wie sie auch wollten. Ich sagte zu, riß mich los, und sprang in den Wagen. Der Schwager stieß ins Horn, und im Trabe verließ ich das mir nun so lieb und werth gewordene L. — Unter welchen Gefühlen, — mag der Leser selbst urtheilen.

Au dem Ort meiner einstweiligen Bestimmung angelangt irrte ich wie ein Träumender umher. Die hier und da früher gemachten Bekannten, konnten sich in mich nicht finden. Statt des geselligen Kreises suchte ich die Einsamkeit. Tagelang irrte ich durch die ungebahntesten Wege, durch Schnee, Sturm und Unwetter. In den wilden Elementen suchte ich den Ableiter für mein ungestümes Blut. Vergebens! Mein Kopf war beständig mit den Ereignissen der wenig vergangenen, aber so inhaltschweren Tage beschäftigt. Das Ungewisse der Zukunft fing mich an schrecklich zu ängstigen und zu quälen. Ich machte mir Vorwürfe, Henrietten zur Rückkehr beredet, und so das sichere Glück der ungewissen Zukunft preisgegeben zu haben. Ich schrieb an Henriette einen — zwei Briefe — keine Antwort erfolgte. Ich war der Verzweiflung nah. „Du hast eine Perle leichtfertig von dir weggeschleudert!“ rief ich mir zu: „verstumme nun Geist und Gefühl, versteige du Quelle der Gedanken, damit ich nur ruhiger werde denn jetzt!“ Endlich! nach vier Wochen kam ein Brief von L. — Mit Hast erbrach ich ihn. Er war von Henriettens Hand; die Ueberschrift: „Ewig unvergesslicher Freund!“ Ich war kindisch vor Freude, wie alle Verliebten sind, und küßte die Schriftzüge. Nun las ich weiter — und las — und traute meinen Augen nicht. „Hier hat der Satan seinen Spuck oder der Abergwitz seinen Spott mit mir!“ rief ich. „Ich habe meine Sinne nicht zusammen!“ Aber ich mochte mich noch so besinnen und den langen Brief noch so oft lesen, so war doch immer das Endresultat dasselbe: Henriette war nemlich geheirathet, und zwar mit Dem geheirathet, vor dem sie — gestohlen war!

Wenn Du lieber Leser jetzt über die nie zu abnende Wendung dieser Geschichte mit Recht staunst, so versetze dich nur in meine damalige Lage und Stim-

mung, und wenn du je eine Täuschung erlebt hast, die mit ihrer Enthüllung dein ganzes Glück zertrümmerte, so wirst du fühlen wie es mir bei so schnellem Wechsel des Schicksals zu Muthe seyn mußte.

Ich übergehe hier die Schilderung meiner Gefühle, die sich so nicht beschreiben lassen. Genug, ich war wie ein Rasender im Paroxysmus. „Verdammte Zigeuner-Hexe! Lügenhafte Brut! Gaukelspiel der Hölle, die uns nur zum Besten hat und mit uns faselt! Weib — du unergründlicher Born! du trügliches Irlicht! o Schwachheit! dein Name — u. s. w.“ waren etwa, so viel ich mich jetzt noch zu erinnern weiß, die Ausrufungen, durch die sich das dem Zerspringen drohende Herz Luft machte. Ich glaube daß auch ein reicher Thränenstrom, der darauf folgte, mir noch mehr die gepresste Brust erleichterte.

Aus dem Inhalte des Briefes ging hervor, daß nach meiner Entfernung anderweitige Verwandte Henriettens, die ich nicht kannte, auf ihr Herz angestürmt haben. Nachdem nämlich schon nach einigen Tagen der Vater durch den guten Onkel besänftigt worden war und seiner Tochter verziehen hatte, nahm er sie auch wieder lieblich auf. Doch war immer etwas finstres in seinem Benehmen, daß das Kind ängstigte, und obgleich er Henrietten weiter keine Vorwürfe machte, so versagte er ihr doch den Zutritt zu irgend einem Besuche: „Du darfst dich vor keinem ehrlichen Menschen sehen lassen“, war die Antwort auf jede desfallsige Anfrage der Tochter, die diese sehr kränken mußte. Mittlerweile verabsäumte auch der verschmähte Bräutigam nicht sich einzufinden. Das erste mal sah ihn Henriette nicht; doch als er nach acht Tagen in Gesellschaft noch eines Freundes wieder kam, wurde sie vom Vater gerufen und mußte erscheinen. Sie kam, und der verschmeuchte Bräutigam fiel ohne ein Wort zu sagen, der entflohenen Braut in die Arme. Er seufzte, weinte, sah bleich und abgezehrt aus, so daß dem armen Mädchen das Herz weich dabei wurde, weil sie als die einzige Ursache seines Jammers sich wählte. „Tausenderlei Vorwürfe durchkreuzten in dem Augenblicke meine Seele, die wie Dolchstiche mir zum Herzen drangen;“ sagt sie im Briefe; „der Zustand des Mannes jammete mich. Ich wollte keines Menschen Unglück seyn. Den Wunsch des Vaters: daß ich das was ich übel gethan wieder auf der Stelle gut machen sollte, las ich in seinen Augen; und in dieser schwachen Minute — mögen Sie es mir vergeben — beschloß ich, mich, es gehe auch wie es wolle, für die Wünsche meines Vaters, für die Ruhe der Familien, und für die Wiederherstellung der Gesundheit meines jetzigen Mannes, die er aus Liebe zu mir verlor, mich aufzuopfern.“ Ich sagte Ja! und seit acht Tagen bin ich die Gattin Desjenige, dessen Umarmung auszuweichen, ich vor 4 Wochen mir den Tod geben wollte.

„Zürnen Sie mir lieber werther Freund! nicht. Heden Sie mit meinem Verhängniß. Ach! es abnete mir wohl, daß es mich gereuen würde Ihrem Rathe zur Rückkehr nachgegeben zu haben. Es ist geschehen. Möge mir Gott Kraft verleihen, und ich einigermaßen in Ihren Augen entschuldigt seyn.“ u. s. w.

Ich wurde schließlich herzlich und innig zu einem baldigen Besuche in ihrem Hause eingeladen, wozu ich jedoch unter den jetzt obwaltenden Umständen gar keine Neigung fühlte. — (Schluß folgt.)

Das Schrecken im Walde.

Anekdote.

In der sogenannten Bankchenke des Neustadt-Dralschen Waldes war es in einer August-Nacht des Jahres 1821 oder 1822 sehr unruhig berggegangen. Sie liegt sehr romantisch einsam am Fuß eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgereutet hat, und der Weg, im Anschauen der weiten, herrlichen Umgegend, nach Pörsneck und Saalfeld hinüberführt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und auch neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das *Wördthal*. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen; vollends in der Nacht. Nun traf es sich aber, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankchenke — gewöhnlich nur der Bankfleischer genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer ist — mit den Seinigen zu Bett gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür sich erhob. Zitternd öffnete nach langer, ängstlicher Zögerung endlich die Wirthin, und siehe da! ein großer, wie sie erzählte, „baumstarker Kerl“ stand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Wer hätte nicht lange seyn sollen? — Mit lauten Aeußerungen des Unwillens über das lange Warten trat er ein, und warf sich ohne Weiteres auf die Ofenbank oder den Höllenstein, wie man sie insgemein nennt. Die Nacht ging in ungewisser Erwartung hin, denn man betrachtete den unheimlichen Gast als den Vorboten einer Räuberbande; und der Morgen verscheuchte noch nicht alle Sorgen. Ein sonnenverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz entblößt, von gleich brauner Farbe, erhob sich vom unsanften Lager. Ein schlichter, leichter Ueberrock, weite, lange leinwandne Beinkleider und plumpe Reiseschuhe vollendeten das Bild eines unmöglichen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Waldscepter und der zottige Gefelle daneben bestätigten zum Ueberflus, daß es der Schreckenmann von gestern war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er mit einem sehr groben Frühstück vorlieb genommen hatte. Als er den Bankfleischer in dem abgelassenen Teiche dicht neben der Schenke fischen sah, nahm er Theil daran. Man gab ihm dazu ein Paar alte Stiefeln aus dem Hause; mit diesen knetete er rüstig in dem Schlamm herum; darauf gab er die schmutzige Fußbekleidung dem Eigenthümer zurück, warf einen Speziesthaler als Entschädigung für Alles auf den Tisch, und ging davon. — Kein Mensch wußte aus der Erscheinung klug zu werden. Alles stand im grellsten Widerspruch an ihm, Armuth der Kleidung und Reichthum des Beutels, Gemeinheit der Bedürfnisse und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefalleus an den Naturschönheiten der Gegend. Ein Bettler konnte es nicht seyn, und auch nicht wohl ein

Räuber, wenigstens verrieth er keine Lust zur Ausübung seines Handwerks. — „Ein Gelehrter jedenfalls“, meinte das Fräulein vom Herrenschofe, als sie den Bericht der Schenkewirthin von dem nächtlichen Abenteuer auf dem Felde beim Schneiden des Getreides am andern Morgen vernahm; „ein etwas malpropres Genie, ein Dichter, der die Muse der Einsamkeit sucht, vielleicht auch nur ein Sonderling, der auf diesem Wege Auszeichnung sucht, vielleicht Alles zusammen.“ — Sie hatt' es kaum gesagt, als die Bankwirthin plötzlich aufschrie: „Ach, da kommt er wieder! Gerade auf uns los!“ — Wirklich sah Jene die abentheuerliche Gestalt, genau zu der Beschreibung passend, den Feldrain aus dem Waldthale herauf kommen, und konnte sich einer Anwandlung von Furcht nicht erwehren. Nach einer einfachen Begrüßung und Belobung der Gegend nahm der Fremde auf einem Feldstein Platz, zog ein Pergament-Täfelchen aus der Tasche, und schrieb, und schrieb lange; stieg dann wieder auf, fragte nach dem nächsten Meierhofschofe und stieg lesend und schreibend wieder hinab, wo er bald darauf verschwand. Niemand hatte sich getraut, ihn über Stand und Namen zu fragen. — Nach dreien Tagen sah man dieselbe originelle Gestalt in dem Gasthofschofe des nahegelegenen Städtchens mitten unter Fuhrleuten bei einer Flasche Wein sitzen. Augenblicklich wurde der Wirth über ihn gefragt. „Das ist ein großer, weltbekannter Dichter“, erklärte dieser, „der da unter den Fuhrleuten nur sitzen und liegen will. Er heißt Jean Paul!“

Merkwürdige Wiedererweckung zum Leben.

Vor Kurzem theilte der Arzt J. Fontenelle der französischen Academie der Wissenschaften folgende, der größten Aufmerksamkeit werthe, Thatsachen mit: Man hatte Hrn. Portal ein todtgebornes Kind gebracht; schon befand es sich seit einiger Zeit auf seinem anatomischen Theater, wo er sich anschickte, es zu zergliedern. Als er diese Operation beginnen wollte, hatte er den glücklichen Gedanken ihm einige Augenblicke in den Mund zu hauchen; nach zwei bis drei Minuten kehrte die Wärme zurück, der Umlauf des Blutes fing an sich herzustellen, das Herz schlug, und bald verwandelte sich der Leichnam in ein lebendvolles Kind, welches er seinen Eltern zurückschickte. Man muß bei solchen Versuchen jedoch die Lust mit Schonung in die Brust treiben.

Ursprung der Oper.

Der Ursprung der Oper gehört nicht in das sechzehnte, sondern in das fünfzehnte Jahrhundert. Form und Benennung erhielt ein im Jahr 1440 in Rom aufgeführtes musikalisches Stück von Francesco Beverini; es führt den Titel: „Die Bekehrung St. Pauls; eine Oper.“ Fünf Jahr später gab man in Venedig die Oper: „La Verità raminga“ (die umherirrende Wahrheit).